

Ausgewählte Novellen

Ompteda, Georg

Stuttgart, 1923

Das Moralische

Das Moralische

Eines Abends besuchte mich ein alter Bekannter, mit dem ich einmal ein gemeinsames Kommando gehabt hatte, Rittmeister Lang. Er trug ein richtiges Räuberzivil, wie mancher Offizier aus kleiner Garnison, der kaum in die Nothwendigkeit kommt, bürgerliche Kleidung anzulegen. Sofort theilte er mir mit, als könne er es selbst noch gar nicht fassen:

»Denken Sie mal, ich habe den Abschied jenommen!«

Er erzählte in kurzen Worten den Hergang:

»Ich wollte ihn nämlich jar nicht nehmen. Ich habe nun sieben Jahre 'ne Schwadron, habe immer ganz nett abjgeschnitten. Da sagt plötzlich bei der Besichtigung der Brigadekommandeur was von ‚mäßiger Vorführung‘. Ich schreibe also in der ersten Wut sofort mein Abschiedsjesuch. Wie ich dann ruhiger jeworden war, tat mir's leid. Ich dachte, der Kommandeur würde mir ins Jewissen reden, kein Grund, den Abschied zu nehmen. Aber nu denken Sie mal bloß, der Kommandeur jiebt mein Abschiedsjesuch einfach weiter. Es wird jenehmigt, und bums habe ich 'n Zivilrock an.«

Der kleine behäbige Mann machte nicht den Eindruck, als ob er sich im Dienste überanstrengt haben würde. Und mir kam die ganze Sache eigentlich komisch vor. Wir sprachen von anderem, aber plötzlich begann er von neuem:

»Die verfluchte Geschichte ist jetzt die: ich langweile mich, um auf die Bäume zu klettern! Nun sagen Sie bloß mal um Gottes willen, was soll ich den ganzen Tag anfangen?«

Ich wußte, daß er in guten Verhältnissen war. So schlug ich vor:

»Halten Sie sich doch Pferde, reiten Sie im Tiergarten.«
Er machte eine verächtliche Gebärde:

»Nee, seitdem sie mich so schlecht behandelt haben, kann ich kein Pferd mehr sehen.«

Da war guter Rat teuer, und ich riet aufs Geratewohl:
»Heiraten Sie!«

Aus seinem Schweigen ersah ich, daß der Gedanke ihm nicht so unmöglich schien. Als er sich empfahl, sagte er:

»Wollen Sie nicht mal bei mir essen? Ich habe mir 'ne hübsche Junggesellenwohnung einrichtet. Die ewige Restaurantesserei kann ich nicht vertragen.«

Ich nahm an und wir verabredeten Tag und Stunde. Er wohnte am Kurfürstendamm in einem Hause mit üblichem wildem Marmorstück. Im Herrenzimmer sah es merkwürdig aus: an den Wänden hingen regellos Regimentsbilder, Waffen, Rehgehörne, Reitpeitschen, Hirschgeweihe, Pferdebilder. Es dauerte eine Weile, bis es zum Essen ging. Da öffnete sich die Thür und eine Dame — ein junges Mädchen, was weiß ich, trat ein. Jung war sie nicht, hübsch war sie auch nicht, aber sie machte einen netten, bescheidenen Eindruck.

Er stellte mich vor, doch ich erfuhr nicht, wer sie sei. Nun gab es eine steife Unterhaltung: er war verlegen, sie redete nicht, und ich wußte nicht, mit wem ich's zu tun hatte. Glücklicherweise meldete der Diener:

»Es ist angerichtet.«

Ich bot der Dame den Arm. Sie nahm ihn, etwas befangen, und wir gingen ins Eßzimmer. Nachdem wir ein paar Gläser Wein getrunken, kam die Unterhaltung in Gang. Aber sie beschränkte sich auf uns beide. Die Dame gab kaum ein Wort dazu.

Ich wußte nicht, was ich aus ihr machen sollte. Da hörte ich, daß er sie du nannte, und nun ging mir eine Ahnung auf. Aus allerhand Bemerkungen schloß ich, daß sie sich wohl seit langer Zeit kennen mußten.

Als wir wieder in seinem Zimmer saßen, sagte er zu ihr: »Dide, kümmerge dich doch mal um den Kaffee.«

Did konnte man sie nun gerade nicht nennen, aber es schien ein Rosewort aus früheren Zeiten zu sein. Sobald sie hinausgegangen war, fragte ich, wer die Dame sei:

»Gefällt sie dir?« antwortete er.

Das sind nun so eigene Fragen, und wie immer in solchen Fällen, antwortete ich:

»Gewiß, sehr, aber sag mal, wer ist's denn?«

»Ja, sie führt mir sozusagen die Wirtschaft.«

Ich hatte nur noch Zeit »Aha!« zu antworten, als die Dide mit dem Kaffee erschien. Nun verschwand er, um Lichtbilder vom Regiment zu holen. In Wirklichkeit sollte ich mich offenbar mit ihr ins Einvernehmen setzen. War sie Frau? War sie Fräulein? Sie trug keine Ringe.

Ich fragte, ob der Rittmeister wirklich bereue, seinen Abschied genommen zu haben. Ein freudiger Ausdruck leuchtete aus ihren Augen:

»Ach, ich bin ja so glücklich, daß er gegangen ist. Hier kann ich doch immer bei ihm sein.«

»Sind Sie denn in der Garnison nicht bei ihm gewesen?«

Es war mir, als erröte sie:

»Das wäre doch nicht gut gegangen.«

»Wieso? Sie haben doch, denke ich, die Wirtschaft geführt?«

»Nicht eigentlich.«

Jetzt war sie aber wirklich rot geworden, und ich bedauerte, das arme Ding in Verlegenheit gesetzt zu haben, denn ich wußte ja nun doch alles. Deshalb fragte ich:

»Kennen Sie ihn schon lange?«

»Über fünfzehn Jahre.«

»Nein — so lange!«

Sie setzte sich so, daß sie im Dunkeln blieb:

»Ach, ich bin doch schon alt. Das ist ja mein Kummer. Wenn ich doch nicht so alt wäre!«

Sollte ich ihr nun sagen, sie sehe wie achtzehn Jahre aus? So meinte ich denn:

»Nun, Hans ist doch am Ende auch kein Jüngling mehr!«

»Finden Sie nicht, daß er jünger aussieht wie ich?«

»Keine Spur! Er sieht gerade die gewisse Anzahl Jahre älter aus, die der Mann älter sein soll!«

Unsere Unterhaltung geriet ins Stocken, und ich wünschte, der Rittmeister möchte seine Lichtbilder endlich gefunden haben. Ich fragte:

»Hat Hans eigentlich noch Verwandte?«

»Nein, keinen Menschen.«

»So, so. Und . . . und . . . Sie haben wohl auch niemanden?«

Ich konnte ihre Züge nicht erkennen, denn draußen fing es an dunkel zu werden. In dieser halben Dämmerung faßte sie Mut, und sagte, immer mit dem Blick zur Thür:

»Ich habe nur ihn. Sie müssen nicht denken, daß es mir leicht wird, davon zu sprechen. Daß ich hier im Hause bin, ist peinlich für mich, und ich habe lange Zeit gebraucht, um

mich daran zu gewöhnen. Aber ich besitze ja niemand, keine Eltern, keine Verwandten. Ich bin nicht mehr jung, hübsch bin ich nicht, ich habe kein Geld, ich weiß nicht, ob ich mir etwas verdienen könnte, aber womit? Da habe ich bloß ihn. Ich weiß, daß das nicht recht ist. Ich bin nicht so abgebrüht. Bitte, denken Sie nicht schlecht von mir. Aber sehen Sie, es ist allmählich so gekommen. Ich war bei den Eltern. Er war damals ein ganz junger Leutnant, und da verliebte ich mich in ihn. Ich hoffe, er hat sich auch in mich verliebt, wenigstens hat er mir's doch gesagt. Und da sind so die Jahre hingegangen. Dann starben meine Eltern, und ich hatte niemand mehr, und mit ihm zusammen war ich doch nun mal. Das war doch nicht rückgängig zu machen. Es war ja Leichtsinns von mir, denn ich hatte eine gute Erziehung bekommen. Mein Vater war Betriebsinspektor an der Staatsbahn, und die Eltern dachten, sie würden mich noch ganz gut verheiraten. Es haben auch ein paar angefragt, und ich wäre vielleicht jetzt eine zufriedene Frau . . . Aber ich hatte nun mal bloß den Mann da im Kopfe, und da habe ich — ach Gott, hat das Auftritte zu Haus gegeben — da habe ich, jedesmal wenn einer kam, nein gesagt. Der Vater hat mir keine Vorwürfe gemacht, er hat immer nur gesagt: „Mit deinem Leutnant, das hat doch keinen Zweck; heiraten tut er dich doch nicht!“ Ja, und ich weiß heute nicht — vielleicht hatte er recht, vielleicht auch nicht. Wenn man älter wird und denkt darüber nach, da kommt auch mal so 'n Moment, daß man Moralischen kriegt. Aber man wird nicht wieder jung, und Hans ist immer gut gegen mich gewesen.«

Ich hatte mir ja längst alles zusammengereimt, aber diese Worte machten mir doch das Herz warm. Es war ja nichts als die alte Geschichte: das Mädchen, das einem jungen

Menschen seine Jugend schenkt, dann erwacht und mit Entsetzen sieht, wie man Vergangenes nicht streichen kann. Und der junge Mensch, der sich verstrickt und hängen bleibt, weil ihn Gewohnheit bindet. Solches Paar hat dann, ohne daß sie es gewahren, die Brücken hinter sich abgebrochen. Auf sich angewiesen, sollten sie zusammengehen, aber Außeres wie Inneres trennt sie. Und was sie scheidet, eint sie wieder. Eines Tages wachen sie dann auf und fragen mit erstaunten Augen: Was nun?

Da kehrte der Rittmeister zurück. Er hatte die Lichtbilder nicht gefunden. Ich vermutete sogar, es gäbe am Ende gar keine.

Nun ging die Unterhaltung leichter. Und als erst die Lampe angezündet war, wir bei einer Zigarre von alten Zeiten erzählten, war es mir, als säße ich nicht bei dem unverheirateten Rittmeister, sondern als wären die beiden Menschen dort ein Paar.

Sie hatte eine Handarbeit vorgenommen und ging ab und zu hinaus, um, wie eine gute Hausfrau, nach ihrer Wirtschaft zu sehen.

Während sie so einmal verschwunden war, fragte ich:

»Sie haben es so mollig zu Haus, wie können Sie sich denn da langweilen?«

Er blickte vor sich hin:

»Ja, hier in meinen vier Pfählen ist's ja ganz nett, aber — na — Sie wissen ja, was die Uhr geschlagen hat — kurzum, ich kann sie doch nicht überall mitnehmen . . .«

»Ach Gott, hier in Berlin?«

»Nee, so ein bißchen aufs Außere halte ich doch, und ich denke eben, ich sollte heiraten. Sie haben mir's ja noch gesagt. Aber zum Teufel noch mal, wen soll ich denn heiraten?

In Gesellschaften mag ich nicht gehen, wo soll ich denn da jemand kennen lernen? Dann noch was. Ich glaube, ich könnte mich doch nicht von ihr trennen. Sie hat meinerwegen vor vielen Jahren nicht geheiratet, denn sie ist aus 'ner ganz anständigen Familie, da brächte ich's doch nicht übers Herz, sie nu sitzen zu lassen. Also Heiraten ist für mich ausgeschlossen.«

Wir bliesen eine Weile den Dampf unserer Zigarren von uns, dann fragte ich:

»Lang, sagen Sie mal, warum sollen Sie denn nicht heiraten können?«

»Na, als Offizier hätte ich's doch nicht gekonnt. Und ich will doch, wenn ich auch den Abschied habe, bei meinen Ansichten bleiben.«

»Ja, meinen Sie denn, daß es so besser ist?«

»So war's doch immer!«

»Aber deswegen war's doch nicht gut.«

»Nee, jut nicht, aber 's ist doch so jegangen.«

Unser Gespräch fand wieder ein Ende, denn sie kam mit dem Tee. Sie bereitete ihn uns wirklich wie eine kleine Frau, und das Gefühl drängte sich mir auf: der kommt nicht von ihr los, und sie ist überhaupt die Richtige für einen Mann wie er.

Ich bin an diesem Abend noch lange bei den beiden Leutchen geblieben. Ich erfuhr, wie sie lebten. Sie hatten so gut wie keinen Verkehr, höchstens ein paar Junggesellen, wie er sich ja auch als Junggeselle rechnete. Abends las sie ihm vor, was der Durchschnitt der Menschen so braucht: Kriegsabenteuer, etwas Spannendes, Jagd- und Reiseerlebnisse. Beim Vorlesen schlief er ab und zu ein — sie neckte ihn damit in meiner Gegenwart. Früh machte er Zimmer-

turnen, um die nötige Bewegung, die ihm jetzt fehlte, zu haben. Sie schrieb ihm dabei die Übungen nach dem Buche vor und sorgte dafür, daß er nicht statt ‚zwanzigmal Beine spreizen rechts‘, die sie verordnet, es bloß fünfzehnmal links mache. Er hielt sehr aufs Essen, und sie verstand die Küche. Ja sie hatten bereits die gleichen Gewohnheiten angenommen und waren sich in vielem ähnlich geworden, wie man das von alten Ehepaaren behauptet, die seit Jahrzehnten miteinander Lust und Leid teilen.

Als ich sie ein paar Tage später wieder besuchte, fragte ich ihn:

»Haben Sie immer noch nicht ans Heiraten gedacht?«

Er sah mich verblüfft an:

»Nee! Ich finde ja doch keene Frau.«

Später einmal fügte es sich, daß ich sie allein sprechen konnte. Ich fragte:

»Glauben Sie nicht, daß es das Beste für ihn wäre, er heiratete?«

Sie zuckte zusammen:

»Ich will ihm nicht im Wege stehen.«

»So. Glauben Sie, das würde Ihnen so leicht?«

Sie fuhr auf:

»Leicht? Nein, leicht allerdings nicht. Nein, denn was sollte ich dann anfangen? Ja, was soll ich dann überhaupt noch auf der Welt?«

»Und wenn er nun Sie heiratete?«

Da lachte sie traurig:

»Ach Gott! So vor zehn Jahren haben wir mal solchen Plan geschmiedet, aber er hätte doch den Abschied nehmen müssen, und das ging nicht.«

»Er hat ja jetzt seinen Abschied genommen!«

Wie ich ihr so ins Antlitz sah, fand ich doch, sie schaute recht verblüht aus. Ihren einzigen Schmuck, die Jugend, hatte sie diesem Manne geopfert.

Ich fragte leise:

»Wenn ich ihn nun dahin brächte, daß Sie seine Frau würden?«

Sie schauerte zusammen wie unter einem zu großen Glück:

»Das wird ja doch nie!«

»Soll ich's versuchen?«

Ich bekam keine Antwort.

»Wenn ich's nun versuchte? Würden Sie ja sagen?«

Sie blickte mich gerade an:

»Natürlich.«

Wieder ein paar Tage darauf — es war Vorfrühling — ging ich mit Rittmeister Lang die Tiergartenstraße hinauf. Alles strömte ins Freie. Düste wehten von den Bäumen, die Luft war weich und so warm, daß der Überzieher einem überflüssig schien. Die Frauen trugen Frühlingshüte. Die Herren hatten dünnere Anzüge hervorgeholt. Ja einen vorwichtigen Strohhut sahen wir ein Stück vor uns.

Auch über den Rittmeister schien etwas von dieser Stimmung gekommen zu sein. Er, der sich sonst nur tödlich langweilte, schwärmte heute:

»So im Frühjahr, ich weiß nicht, ob das anderen Menschen auch so geht, habe ich so 'n Gefühl, als wäre ich 'n ganz neuer Mensch. Sonst ist mir eigentlich, wie ich Ihnen sagte, die Reiterei ganz schnuppe, aber heute früh habe ich jedacht: wenn du jetzt 'n Gaul hättest und rittest mal so 'raus nach dem Trunewald, so 'nen kleinen Galopp, das müßte doch jottvoll sein. Oder 'n Wagen! Jetzt losgondeln mit 'n Wagen, viere lang, zwei tuns auch: Herr Gott! Das wär' so was!«

Er tupfte sich die Stirn mit dem Taschentuch:

»Das Loosen, das kann ich für 'n Tod nicht vertragen!
Ich kann einfach nicht gehen.«

»Na, da schaffen Sie sich doch einen Wagen an!«

»Mit der Dicken kann ich doch nicht fahren.«

»Warum denn nicht?«

»Nee, das ist nu mal jejen meine Grundsätze, 's ist vielleicht dumm, aber Sie wissen, wie ich da bin.«

»Es kennt Sie doch kein Mensch! Sie könnte doch ebensogut Ihre Frau sein.«

»Ja, wenn sie meine Frau wäre!«

Da spielte ich meinen Trumpf aus:

»Himmelsakrament, da heiraten Sie sie doch!«

Er sah mich groß an:

»Was werden denn dann die Leute sagen? Ich hab' doch immer über die jeschimpft, die so was machen!«

»Die Leute können Ihnen doch ganz gleich sein!«

»Sind mir auch ganz schnuppe.«

»Na, dann schießen Sie doch los!«

Plötzlich meinte er, mich nicht weiter begleiten zu können, er müsse nach Haus.

Ich wartete Tag um Tag, denn ich meinte, doch bald von den beiden zu hören, aber es kam nichts. Den Sommer verbrachte ich in Tirol, erst im Herbst kehrte ich nach Berlin zurück. Mein erster Gang war zu Rittmeister Lang. Er war nicht zu Haus, aber sie nahm mich an. Ihre Wangen hatten sich gerundet. Sie schien mir besonders gut gekleidet, dazu trug sie einen wunderschönen Ring, den ich bisher noch nicht an ihr wahrgenommen. Sofort ergriff sie meine Hand:

»Ich danke Ihnen tausendmal!«

»Bitte, wofür?«

»Wir sind doch verlobt!«

Ich mußte sie wohl erstaunt angesehen haben, denn halb schämig, halb stolz, sagte sie:

»Ja, heimlich verlobt.«

Da tat ich dem armen lieben Wesen zum erstenmal die Freude und nannte sie, wie nie bisher:

»Gnädiges Fräulein, damit sagen Sie mir aber nichts Neues . . .«

»Wieso?«

»Nun, heimlich verlobt waren Sie doch schon seit fünfzehn Jahren!«

Sie errötete ein wenig und erzählte, Hans wolle seine alten Bekannten mit der Tatsache überraschen. Deshalb wären sie jetzt nur im Stillen verlobt. In vierzehn Tagen sollte Hochzeit sein.

»Und, nicht wahr, Hans wird es Ihnen ja noch sagen, Sie leisten uns den Dienst: Sie sind Trauzeuge?«

Sie sprach lächelnden Mundes, als fühlte sie nun festen Boden unter den Füßen, als wären ihr Ehre, Licht und Sonne zurückgegeben, als genieße sie ihre zweite Jugend.

Ich sagte zu.

»Haben Sie denn schon an eine Hochzeitsreise gedacht, gnädiges Fräulein?«

»Natürlich. Hans hat mir versprochen nach Wien! Und ich habe doch immer so gerne nach Wien gewollt.«

Als ich mich erhob, wobei es mir war, als genieße dieses Wesen schon beinahe Frauenrang und Recht, fragte ich noch:

»Ist es nicht besser so?«

Nie, glaube ich, ist mir ein so glücklicher Ausdruck begegnet. Doch gleich sagte sie ernst:

»Ich habe mich so vor Ihnen geschämt!«

»Aber nun wird alles rein.«

Sie schlug die Augen nieder:

»Gehst das noch?«

»Es kommt nur darauf an, wie man sich selbst fühlt.«

Das freute sie. Da fiel mir ein Wort ein, das mir als junger Mensch lange Zeit Eindruck gemacht hatte:

»Wissen Sie, da hat es einmal in Stuttgart einen Philosophen gegeben und großen Menschen. Er hieß Friedrich Theodor Vischer, und der hat gesagt: ‚Das Moralische versteht sich immer von selbst‘.«

Ob sie verstand, was ich meinte, weiß ich nicht, aber ihre Augen strahlten hell. Und die Freude dieses Menschenkindeß, das nach fünfzehnjähriger Irrfahrt den Hafen gefunden, ließ noch lange in meinem Herzen einen hellen Schein zurück.